



Oberst Krügers Töchter.

Roman von Elisabeth Eidlser.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Schwestern saßen auf der Veranda der Villa, die sich Doktor Merens dicht bei seinem Kinder-sanatorium hatte erbauen lassen. In einem lieblichen Tal, durch eine Hügelreihe im Norden vor rauhen Winden geschützt, lag die Anstalt mit ihren zierlichen Gebäuden und freundlichen Gärten wie ein kleines Eden da, sauber und gepflegt, musterhaft in Ordnung gehalten. Niemand hätte auf den ersten Blick vermutet, wieviel Jammer und Siedtum dieser blinkende Drahtzaun umschloß, und wenn er tiefer hinein sah, erkannte er zugleich eine große, opfermütige Liebe, von der das Ganze getragen wurde.

An das Privatgärtchen der Villa grenzte der weite, mit Rasen und Gebüsch bepflanzte Spielplatz, auf dem die Gesehenden sich fröhlich tummelten; ihr Lachen und Kreischen klang bis herüber zu den beiden Damen, von denen die eine nachlässig zurückgelehnt in einem bequemen Langstuhl ruhte, während die andere, eine Handarbeit in den Fingern, ihr schlafendes Baby im danebenstehenden Wagen, sowie die zu ihren Füßen mit Bauklöben spielende Paula überwachte.

Lilli hätte es gern gesehen, wenn Lotte dem Kinder mädchen geklingelt und ihm die Kinder übergeben hätte. Sie war niemals mehr ganz allein mit der Schwester. Aber diese dachte gar nicht daran — sie und ihre Kinder gehörten zusammen, ihr waren sie niemals zu viel. Deshalb hatte sie doch Interesse für das, was Lilli ihr anvertrauen wollte, nach Mann und Kindern standen ihr der Vater und diese Schwester jetzt am nächsten.

Lilli war aufgesprungen und ein paarmal auf der weichen Matte des Fußbodens auf und ab geschritten. Lotte sah sie ein bißchen verwundert an. Was hatte Lilli nur heute? Sie war so eigenfremd, anders als die letzten Jahre hindurch, wo sie mit heiterem Lächeln von ihrer Zukunft als Künstlerin, ihren erträumten Erfolgen gesprochen hatte, oder auch kleinlaut von ihren Mißerfolgen

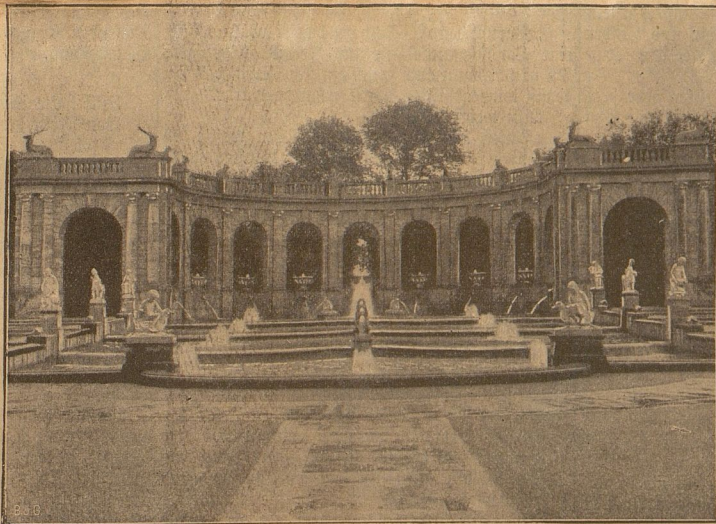
erzählt, oder sich mit Galgenhumor darüber lustig gemacht hatte.

Lotte entsann sich jetzt, daß sie schon bei ihrem vorigen Besuche, das war zur Taufe ihres Patchens gewesen, ein etwas verändertes Wesen gezeigt habe, das allerdings nur dem Vater aufgefallen war. Sie selbst hatte als Taufmutter alle Hände voll zu tun gehabt und weniger darauf geachtet. Und damals hatte Lilli gerade ihr erstes Bild verkauft und arbeitete an einem neuen großen, das auf die Ausstellung in D. sollte.

einem Anflug ihres alten Uebermutes ein. „Du Kind, der Erfolg macht's doch nicht, hier muß es sitzen, hier in meiner Brust, was der Künstlerin die rechte Weihe gibt, und das fehlt mir. Ich habe Glück gehabt, unerhörtes Glück, das jagen alle, die etwas davon verstehen, daß ich es auch verdient hätte, jagt keiner.“

„Ach, Unsinn, laß doch die Grillen fahren. Höchstens beneiden Dich die lieben Kollegen und Kolleginnen, wenn sie es Glück nennen, was Dein Verdienst ist. Daran mußt Du Dich nicht kehren. Sei Du nur selbst überzeugt, Gutes zu leisten.“

„Das ist es ja eben, daß ich das nicht sein kann. Verstehe mich doch nur! Was ich gebe, ist gefällige Alltagsware, schmeichelt dem Auge, verblüfft durch die Masche — Seele ist nicht darin. Noch kein Mensch hat dies von mir gehört. Es ist wahr, ich habe Glück gehabt, mit spielender Leichtigkeit habe ich das Technische überwunden, meine Fortschritte waren bei jedem neuen Lehrer gleich überraschend, und alle prophezeiten mir eine große Zukunft. In vier Jahren aus einem Salondilettantin schlummerter Art eine tüchtige Malerin zu werden, ist gewiß eine Laufbahn, die mir nur selten einer nachmacht. Ich fürchte fast, es ist zu schnell mit mir gegangen, darum habe ich mich nicht genug vertieft. Das Spielende, Oberflächliche steckt noch von früher her in mir, ich möchte es herausreißen und von mir schleudern, aber es sitzt zu fest. Nur ein Erlebnis,



Der Märchenbrunnen im Friedrichshain zu Berlin.

Am 15. Juni 1913 wurde in dem Berliner Friedrichshain der Märchenbrunnen feierlich eingeweiht. Die Arbeiten an demselben waren jahrelang eingestellt. Auf Anordnung des Magistrats wurde das Bauwerk nunmehr fertiggestellt. Erbauer ist Baurat A. Hoffmann-Berlin.

Jetzt blieb Lilli vor ihr stehen, reckte die Arme in die Höhe und rief mit leidenschaftlichem Ausdruck: „Lotte, liebe Lotte, ich werde nie ein echtes Kunstwerk schaffen!“

„Aber Lilli, beginne Dich! Oder sprichst Du im Scherz?“

„Mir ist nichts weniger als scherzhaft zumute, ich war in meinem Leben noch nicht so ernst wie in diesem Augenblicke.“

„Das verstehe ich aber gar nicht, liebes Herz. Komm, setze Dich wieder und sage mir alles. Du bist eine Künstlerin und kannst kein Kunstwerk schaffen? Und hast schon ein Bild verkauft, eins auf der Ausstellung und sogar bereits einen Porträtauftrag?“

„Und was noch mehr sagen will, von einer waischen, geborenen Gräfin,“ fiel Lilli mit

das den ganzen Menschen in mir gewaltig auf-rüttelte, eine große Seligkeit oder ein tiefer Schmerz könnte mir das geben, was ich brauche. Ihr ahnt es nicht, was für vermessene Wünsche ich oft hege, und würdet Euch vielleicht entrüstet von dem überspannten Matweibe abwenden, könntet Ihr in mein Inneres sehen!“

„Lilli!“

„Na, Schas, ich bin die höhere Tochter nicht mehr, die unsere Mama so hübsch dreifert hatte. Ich bin eine freie Künstlerin und für Eure zahmen, bürgerlichen Kreise verdorben. Nicht, daß ich nun fessellos dahinfürmen möchte durchs Leben — auch die gute Familie steckt mir noch zu sehr im Blute. Aber einmal mich ausleben, die hohe Schule der Leidenschaft durdmachen, das möchte ich, das brauche ich für meinen Beruf.“

Klein Paula war es langweilig geworden, so unbeachtet auf der Erde zu spielen. Sie stand neben der eifrig Meditierenden und hörte mit offenem Mündchen zu. Da aber die sonst so zärtliche Tante gar keine Notiz von ihr nahm, ging sie zur Mama und stellte sich vor sie hin, das hieß: bitte, nimm mich.

Lotte legte die Häfelci weg und hob ihr Töchterchen auf den Schoß. Bald schief artig weiter. Auf Lillis Worte wußte die glückliche junge Mutter nichts zu sagen. Verlegen barg sie ihr Gesicht in des Kindes weichem Lockenhaar.

Lilli sah mit geteilten Empfindungen auf das reizende Bild.

Ihr Malerauge entzückte es, ihr Herz zog sich zusammen in schmerzlichem Reid.

„Madonna!“ sagte sie. „So male ich Dich doch noch mal. Siehst Du, zuweilen denke ich, all meinen gegenwärtigen und meinen zukünftigen Ruhm dazu gebe ich hin, wenn nur einmal solch ein holdes Geschöpf sich an mich schmiegte und eine liebe, kleine Stimme „Mutter“ zu mir sagte. Doch das sind nur Anwandlungen, das Mutterglück allein würde mir nicht genügen!“

„Aber der Mann, der Vater Deines Kindes, Dein Gatte,“ verjette Lotte lebhaft, „der würde Dein Glück vollenden. Glaube mir, Lilli, nur in der Ehe lebt sich das Weib aus, alles andere ist Surrogat.“

„Auch die Künstlerchaft?“

„Auch die Künstlerchaft! Sei mir nicht böse. Soweit ich darüber urteilen kann, läßt sich Ehe und Künstlerchaft nur schwer vereinigen. Das eine kommt immer zu kurz. Eine gute Gattin und Mutter wird nur eine mäßige Künstlerin sein können, eine große Künstlerin Mann und Kinder oft in zweiter Linie stellen, wenn sie es ganz ernst mit ihrem Berufe meint.“

„Also hieße es für mich, dem einen oder dem anderen entgegen, selbstverständlich der Ehe! Von Dir hätte ich freilich einen anderen Rat erwartet!“

„Du meinst, weil ich selbst so glücklich verheiratet bin? Jedem andern Mädchen gegenüber würde ich auch so gesprochen haben, wie Du es erwartest. Ihr Künstlerinnen seid Ausnahmen, darum müßt Ihr auch ein Ausnahmehesdhal tragen.“

„Also Göttlich! Und der Mann, der Künstler! Soll auch er die Ehe meiden?“

„Nicht unbedingt, ihm ist der Künstlerlauf wie jeder andere, auch der Kaufmann, der Arzt, der Gelehrte heiraten. Auch da gibt es genug unglückliche Ehen, nur daß die glücklichen doch wohl überwiegen. Nun denke einmal nach, wie viele solche Du in Künstlerkreisen kennst, Du mußt ja Bescheid wissen.“

Und Lilli dachte nach. Viel Erfreuliches brachte sie nicht zusammen. Die besten Fälle waren noch die, in denen die Frau den künstlerischen Bestrebungen des Mannes ganz fern stand. Nur eine einzige Ehe wußte sie, die allgemein eine ideale genannt wurde, und in der beide Teile Künstler waren: er Malter, sie Porträtmalerin. Sogar der Haushalt galt als eine Mutterwirtschaft und eine große Liebe trug die Gatten weit über den Alltagsbegriff empor. Warum sollte ihr, Lilli, nicht ein ähnliches Schicksal beschieden sein? Auch gingen ihre Anschauungen nicht dahin, die Ehe als Fessel zu verabscheuen, noch konnte sie, namentlich angesichts des Glüdes ihrer Schwester, sich recht gut einen Bund denken, in dem zwei liebende Menschen sich fürs Leben aneinander fetten, ein solcher Bund konnte beseligend sein. Nur ihr Künstlerium durfte nicht die kleinste Einbuße erleiden, sie wußte, das ertrug sie nicht. Keine noch so große Leidenschaft konnte sie darüber hinwegtäuschen.

„Du hast im großen und ganzen recht, kleine Frau, ich denke ja auch gar nicht daran, mich zu verheiraten. Sade vorläufig nicht die mindeste Zeit dazu. Ich muß noch so unendlich viel lernen.“

„Lernen? Ich denke, Du bist jetzt eine fertige Künstlerin?“ sagte Lotte mit naivem Staunen.

„Ach, Du Märchen, wann wäre der Künstler jemals fertig! Der lernt in seinem ganzen Leben nicht aus. Hat er eine Lehrzeit von zehn, fünfzehn Jahren hinter sich, so kommt erst noch das Leben und nimmt ihn die Schule, und nie wird er wirklich sagen können: ich habe ausgelemt!“

„Dann bist Du ja noch sehr im Anfang!“

„Bin ich auch! Daß ich ein paar Bilder gemalt habe, die sich sehen lassen können und günstig kritisiert worden sind, hat gar nichts zu sagen, das rechte Studium geht jetzt erst an, nun ich die technischen Schwierigkeiten überwunden habe. Bis Weihnachten behalte ich mein Atelier in Berlin. Dann geht es nach Italien. Eine ältere Kollegin, die den Kummel dort kennt, will mitkommen, mit der reist es sich übrigens billig.“

„So willst Du nicht nach Wien, dort bei Marga die Saison zu erleben?“

„Denke nicht daran! Habe ihre Einladung rundweg abgelehnt. Wenn ich schon das Wort Saison höre! Alle Albernheiten meiner Jugend fallen mir dabei ein. Für mich ist jede Ausstellung Saison, da muß ich hin, nicht auf Bälle und Diners. Auch nach Remmersdorf gehe ich nicht wieder, so wundervoll die Gegend ist, sie machen einen ja tot mit ihrer Geselligkeit. Und ich will noch lange leben und malen.“

„Schade, daß Du das Landschaftern an den Nagel gehängt hast, das könntest Du doch in der schönen Gegend ausüben.“

„Ja und Marga gäbe mir dann immer zwei Lakaien mit, die mein Makeup-tragen, mich bewachten und bedienten,“ spottete Lilli; ich danke!“

„Warum denn? So vornehm ist wohl noch nie eine Landschaftsmalerin zur Arbeit ausgezogen. Du hättest dann auch gleich ein Publikum, das sich gewiß keine abfällige Kritik erlauben würde.“

Lilli wehrte ab.

„Lassen wir das. Was ich sagen wollte, es steht noch keineswegs fest, daß ich die Landschaft ganz weglasse aus meinem Programm. Ich hätte große Lust, mich für den nächsten Monat bei Professor Schmidt anzumelden, der mit seinen Schülerinnen, meist vorgekehrten, in diesem Sommer in den Spreewald geht. Da es jetzt modern ist, das Porträt in eine Landschaft zu setzen, wäre es ganz gut, wenn ich meine Kenntnisse nach dieser Seite ein wenig aufstriehe!“

„Wirft Du es auch ausfallen? Damals bei Deinem ersten Lehrer bist Du den Strapazen doch fast erlegen. Ich weiß noch, wie entsetzt wir alle waren, als wir Dich wiedersehen.“

„Nah, damals war ich ein verdöhntes Pflänzchen, jetzt bin ich viel kräftiger. Auch das Stehen bei der Arbeit halte ich ganz gut aus, und zuerst dachte ich immer, ich müßte zusammenbrechen. Schön war es aber doch, als wir damals mit Professor Lanke die Umgegend von Berlin unsicher machten. Ich weiß noch, wie selig ich war, als er mir die erste Farbenstudie erlaubte. Es wurde eine abscheuliche Klederei, aber ich fand sie wunderschön und habe sie verteidigt wie eine Löwin ihr Junges, da der Meister sie mir heruntermachte. Ich habe sie noch.“

„Du bist aber doch noch recht zart,“ wendete Lotte besorgt ein; „frage doch wenigstens Paul, was er dazu meint.“

„Ich bin nicht so zart, wie ich aussehe, Liebchen. Glaube nur, ein Kunststudium in Berlin härtet ab. Dies ewige Warten an zugigen Straßenecken, der Uebergang vom heißen Aktiaal in die kalte Luft, das Sinautausfüßen bei jedem Wetter, wer da nicht permanent erkältet ist, dem tut es eben nichts mehr. Uebrigens eins noch. Weißt Du, wer mich im Grunde auf meine Laufbahn gedrängt hat durch ein paar Worte, ein Urteil über mich und meine Leistungen?“

„Ich habe keine Ahnung!“

„Paul, Dein Mann! — Ja, nun kannst Du

vor Erstaunen nichts sagen. Ich wollte es Dir schon längst einmal erzählen, wollte nur erst das haben, was die Welt einen Erfolg nennt. Ihr waret einige Wochen verlobt, da hattet Ihr mal ein Gespräch im Wohnzimmer. Ich betrat zufällig den Salon und hörte ein kleines Bruchstück. Es war so interessant, wer würde nicht, aller guten Ette entgegen, die Ohren spizen, wenn er seinen Namen hört. Du fragtest Deinen Liebsten gerade: wie denkst Du über Lillis Maltalent? Und da sagte er, Dein Liebster, fast wörtlich, es sei Pfußherei, und er glaube nicht, daß mehr daran wäre, als an dem ganzen übrigen Mädchen, ich hätte keinen Ernst usw. Na, das genügte mir. Ich floh davon und gelobte mir wurbend, daß der ungalante Schwager dereinst sowohl meinen Ernst wie mein Talent anerkennen sollte. Ich hab es gelobt, und ich hab es gehalten!“

Lotte war dunkelrot geworden vor Bestürzung. „Du nimmst es ihm doch nicht mehr übel, was er mal vor Jahren gesagt hat, Lilli?“

Die Malerin lachte herzlich.

„Ich tu ihm nichts, Deinem Teuren, sei mir ruhig. Im Gegenteil, ich bin ihm noch heute dankbar für den Stoß, den er meiner Eitelkeit versetzte. Ohne diese Offenbarung hätte ich Tante Paulas Erbe vielleicht auch in Toiletten angelegt, so hat es gerade gereicht, bis ich meine ersten Einnahmen hatte. Wie stolz bin ich jetzt, mir durch eigene Arbeit mein Brot zu verdienen, wenn es auch noch etwas knapp ist. Ueber Tantes Testament waren wir ja alle empört, und nun ist doch noch alles gut geworden.“

„Großpapa, Großpapa!“ rief plötzlich die kleine Paula und zappelte mit Händen und Füßen dem Nahenden entgegen, der durch den Garten auf das Haus zukam.

XIV.

Lilli hatte ihren Plan ausgeführt.

Von Mitte Juli bis Mitte September war sie mit Professor Ernst Friedrich Schmidt, wie er sich zum Unterschied von den vielen anderen Schmidts nannte, im Spreewald herumgezogen, und eine reiche Anzahl von Studien war das Ergebnis dieser zwei Monate. Auch sonst war ihr die Studienfahrt gut bekommen. Die Walschule hatte sich aus lauter angenehmen Kolleginnen zusammengesetzt, mit denen sich gut leben ließ, und Lilli hatte fröhliche Stunden mit der heiteren Gesellschaft verbracht. Selbst im Vergleich mit ihrer ersten Landschaftsmalerei, die sie jüngst noch gegen Lotte gerühmt, war diese zweite nicht zu verachten.

Festte auch die allererste Begeisterung der ganz neuen Anfängerin, so waren dafür ein ruhiges, zielbewußtes Streben, die Sicherheit des erprobten Talents an die Stelle haltlosen Umhertastens getreten.

Braungebraunt und von Mücken arg zerstoßen kam sie nach Berlin zurück. Sie wohnte jetzt in einem Pensionat in der Altbaustraße, wo sie sich ein bescheidenes Zimmer mit einem großen Fenster nach Norden hinaus als Arbeitsstätte eingerichtet hatte, so gut es ging. Zu einem eigentlichen Atelier mit allen „Schikanen“ reichte es noch nicht. Ja, wenn sie ihr Ausstellungsbild gut verkauft hätte, dann konnte sie ihr Leben etwas reicher gestalten, brauchte auch Väterdens Zusußz zu ihrer Komreise nicht, aber leider war die Ausstellung so gut wie beendet, und kein Käufer hatte sich gefunden.

Nun hieß es, erst ihre Gräfin malen, die mit Ungeduld des Finiels hartte, der ihre etwas ausdruckslose Schönheit der Mit- und Nachwelt überliefern sollte, und ein Bild nach Motiven ihrer Spreewaldskizzen fertig zu stellen, das für Schulte bestimmt war.

Außerdem hatte sie noch dreimal in der Woche abends Akt bei einem berühmten Lehrer. Ihre ersten Aktstudien hatte sie auf der Schule der Künstlerinnen gezeichnet, die sie ein Jahr lang besucht, und wo sie auch den nötigen Kurjus

Im Bann.

Roman von Fanny Kaltschauen.

(7. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Anatomie gehört und gleichzeitig nach lebendem Modell gezeichnet und gemalt hatte.

Lächelnd erinnerte sie sich an ihren ersten Akt. Wie ihr da gewesen war, als ein unbekleidetes Modell im strahlenden Licht der elektrischen Lampen auf das Podium getreten war und seinen nackten Körper den Blicken von fünfzig bis sechzig Augen, unter denen zwei dem jungen Lehrer gehörten, preisgegeben hatte. Wie ihr da das Blut in die Wangen gestiegen war und sie nur immer gedacht hatte: wenn Mama das sähe, wenn Mama das sähe, o, wie ich mich schäme! Es war ein schönes, junges Weib gewesen mit weichen, vollen und doch geschmeidigen Formen, und Lilli war bald von der Aufgabe hingenommen gewesen, diesen herrlichen Körper auf dem großen Bogen wiederzugeben, nachdem die ersten unsicheren Linien von so zitternder Hand entstanden waren.

Wie unendlich schwer das war! Wie da jede Muskel behandelt, jeder leiseste Schatten berücksichtigt sein wollte. Sie hatte gemeint, schon etwas zu können, und sah nun wieder, wie jedesmal, wenn sie eine neue Etappe ihrer Lehrzeit begann, daß sie im Grunde noch gar nichts könne. Aber von Modell zu Modell war sie gewachsen in ihren Leistungen, der Flöte blasende Knabe, der rudernde Jüngling, der abgekehrte Greis, alle waren schließlich von ihr eingefangen worden und hatten sich ihrem Stift gesügt.

„Meine geliebte Kunst!“, sprach sie leise vor sich hin, als sie an einem der ersten Oktobertage ihre Staffelei zurechtstrückte und alles zur Arbeit vorbereitete. Es war noch früh am Vormittage, bis zum Essen hatte sie schöne, lange Stunden vor sich, und so schaffenslustig wie heute, war sie selten gewesen, das mußte ausgenutzt werden.

Sie war noch beschäftigt, die Bänder ihrer Maltschürze zu knüpfen, als es klopfte, und auf ihr nicht sehr freudiges „Herein!“ das Mädchen mit einer Karte in der Hand erschien.

Unwillig über die Störung, wollte sie schon verschüchtern, sie sei nicht zu Hause, sah aber doch erst auf die Karte. Da stand einfach „Hans Niemann“, und darunter mit Bleistift geschrieben „ein Kollege“. Was konnte der wollen? Sie bekam so selten Besuch, deshalb hatte sie auch keine Vorkehrungen dagegen getroffen, und der Name war ihr gänzlich unbekannt.

„Der Herr bittet sehr, ihn trotz der frühen Stunde zu empfangen.“, sagte das Mädchen.

„Na, also, ich lasse bitten.“, antwortete Lilli entschlossen und zog die Schleife fester zu; nun gerade beghielt sie die Schürze um, der Malerkollege sollte sehen, daß sie dringend beschäftigt war, um so eher würde er wieder gehen. Schnell nahm sie noch einen Pinsel in die Hand.

Das Mädchen verschwand und ließ den Besucher eintreten.

Er war ein junger Mann in sorgfältig gewähltem Anzuge, an dem nur die Krawatte ein klein wenig den Künstler kennzeichnete. Das bartlose, feingedichtete Gesicht konnte ebenso gut einem Schauspieler, einem Musiker, wie einem Maler oder Bildhauer angehören.

Mit eleganter Verbeugung trat er auf Lilli zu und sagte mit klangvoller Baritonstimme:

„Mein gnädiges Fräulein, ich muß wegen der frühen Stunde um Entschuldigung bitten; gestern abend erst in Berlin angekommen, war mein erster Gang zu Ihnen, und nachher habe ich eine geschäftliche Zusammenkunft, darum erlaube ich mir den Versuch zu machen, ob Sie schon zu sprechen wären.“

Lilli deutete mit dem Pinsel einladend auf einen Sessel und legte dann das Malinstrument resigniert zu seinen Füßen; der Himmel mochte wissen, wie lange dieser Malkollege sie versäumen würde.

„Bitte, nehmen Sie Platz und teilen Sie mir, bitte, den Zweck Ihres Besuches mit.“

Dem Maler huschte ein flüchtiges Lächeln über das Gesicht. Das Deuten mit dem Pinsel und

diese Worte waren deutlich genug. Er wollte es auch sein.

„Gewiß haben Sie schon von mir gehört, gnädiges Fräulein?“

„Ich von Ihnen gehört? Nein, ganz gewiß nicht.“, versetzte Lilli mit ungeheucheltm Erstaunen. War das am Ende eine Verühmtheit, die ihr bis jetzt entgangen, oder war es bloß ein arroganter Mensch, der ihr hier so seelenruhig, beinahe frech gegenüber saß?

Sie nahm das Körbchen aus der Schale und las den Namen noch einmal. „Nein, Herr Niemann, ich habe vor fünf Minuten noch nichts von Ihnen gewußt!“

Jetzt war Hans Niemann an der Reihe, erstaunt zu sein.

„Verzeihung, Gnädigste, wenn ich Ihnen eingebildet erscheine, aber ich dachte, ich hoffte, Sie würden ein geringes Interesse — ich bin nämlich der Maler der „Beerenjucherin“ auf der Ausstellung in D.“

„Erlauben Sie mal.“, rief Lilli lebhaft, „das ist unmöglich, das Bild ist von mir!“

Nun lachte er ganz ungeniert ein sehr angenehmes, fast kindliches Lachen.

„Nein, von mir. Ganz gewiß, Gnädigste können sich darauf verlassen. Ich meine nicht Ihr Bild, das in Saal 5 hängt, und das auch nicht „Beerenjucherin“ heißt, sondern „Waldfind“, ich spreche von dem meinen in Saal 14, das nicht nur den Gegenstand behandelt, sondern auch so heißt.“

„Ach so, ja, das wußte ich nicht.“

„Ist Ihnen denn die Aehnlichkeit des Sujets und der Darstellung nicht aufgefallen?“ fragte er verwundert.

„Leider habe ich die Ausstellung gar nicht besucht.“, erwiderte Lilli etwas beschämt und kleinlaut.

„Sie waren nicht da? Sie haben Ihr Bild nicht hängen sehen?“

Lilli wurde ungeduldig.

„Nein, nein, ich war also nicht da, wenn ich nur erst wüßte —“

„D, ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, ich bin allerdings unter ganz falschen Voraussetzungen zu Ihnen gekommen. Wenn Sie also nicht auf der Ausstellung waren, haben Sie ja meine „Beerenjucherin“ nicht gesehen und wissen nicht, daß sie Ihrem „Waldfind“ gleicht, wie ein Zwilling dem anderen.“

„Das wäre!“

„Es ist meine Gnädige. Da, schauen Sie her.“ Er nahm eine Kabinettphotographie aus der Brusttasche und reichte sie Lilli hin. „Hier, mein Bild — das Ihre werden Sie ja im Gedächtnis haben.“

Sie stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und sah dem Maler verblüfft in die blitzenden, dunklen Augen. Er hatte recht, ihr „Waldfind“ und diese „Beerenjucherin“ waren fast dasselbe Bild, und Lilli mußte ordentlich suchen nach kleinen Abweichungen, die eines vom andern unterschieden. Am deutlichsten war der Unterschied noch in der Erscheinung des kleinen Mädchens, der Beerenjucherin, mit dem gefüllten Körbchen am Arm; ihr Modell war blond und zart gewesen, während das des Malers, ihres Konkurrenten, ein dunkelsockiges, süßes Geschöpfchen war. Alles andere aber, die Anordnung des Ganzen, die Umgebung, die alte Eiche auf der Waldlichtung, sogar die Beleuchtung, soweit sich nach der farblosen Nachbildung urteilen ließ, glich sich in beiden Bildern fast aufs Haar.

Lilli stand vor einem Rätsel. Mit bebender Hand gab sie dem Maler die Photographie zurück.

„Wie ist denn das nur möglich?“

„Nicht wahr? So habe ich mich auch gefragt. Es ist gerade, als hätten wir uns verabredet, dasselbe zu malen.“

„Und da das nicht üblich ist, bleibt nur die Annahme, daß einer von uns den anderen bestohlen hat!“

(Fortsetzung folgt.)

Zu dem kenne ich Sie noch zu wenig, um so etwas mit Bestimmtheit sagen zu können!“ versetzte Mizzi schelmischen Tones; aber die helle Röte ihres abgekehrten Antlitzes und das gewaltig schnelle Kochen ihres Herzens hätten ihm kundgeben können, daß sie ihn mehr als „nett“ finde.

„Wichtig, ich will das gelten lassen, zumal da Sie ja noch nicht einmal meinen Namen kennen! Ich heiße Artur Treuherz; und Sie: Mizzi Ball, nicht wahr? Ein sehr hübscher Name das, gefällt mir besonders gut! Goffe, daß Ihnen auch der meine gefällt — oder nicht?“

Mizzi nickte. „O ja! Artur klingt sehr poestevoll! Wissen Sie, mir kommen die Namen immer vor wie Bezeichnungen der Haupteigenschaften der Träger.“

„Demnach wäre ich ein sehr poestereicher Mensch!“ sagte Artur lachend. „Aber nach dem Zunamen, — wie da?“

Mizzi sann einen Moment nach. „Treuherz? — Treuherz? — Ja, sehen Sie, das kommt mir ein wenig altmodisch und sentimental vor! Danach haben Sie einen Sinn, der in die Neuzeit recht wenig paßt, — so, — ja, wie soll ich denn gleich sagen? — ja richtig: so werthermäßig! Sie lachen mich aus? Ja, ich sage doch nicht, daß das unbedingt wahr sein muß, sondern nur, daß mir der Name so vorkommt. Aber in was für einer Straße sind wir denn da? Wir sind ja ganz wo andershin geraten!“

„Ist meine Schuld!“ gestand Artur freimütig zu. „Ich wollte, daß Sie heute einen längeren Heimweg haben, um mich nicht so bald von Ihnen verabschieden zu müssen.“

„Dafür kann ich nun von Mama eine ganze Tasche voll Vorwürfe einstecken.“, erwiderte Mizzi schmolldend.

„Gut, die bringen Sie dann morgen mir mit! Ich werde die Tasche völlig entleeren und gebe Ihnen dafür etwas andres hinein. Nicht wahr, ich darf ja morgen wieder warten auf Sie und Sie heimbegleiten?“

„Ja, aber ohne daß Sie eigenmächtig eine Verlängerung der Strecke anbahnen; — das wird nicht gestattet!“

„Indes, wenn ich immer die darüber erhaltenen Vorwürfe eintausche gegen etwas, was Sie sehr freut, darf ich dann hoffen, daß Sie die Verlängerung für künftighin genehmigen?“

Ein lachendes Gesicht, bog sich vorwärts und dicht hinüber zu dem ihren; sein Atem streifte ihre Wangen, in die plötzlich eine starke Blutwelle aufschloß, und der Blick seiner Augen senkte sich mit so heißem, blitzendem Strahl in den ihren, daß sie ihn nicht eine Sekunde lang auszuhalten vermochte; ihre braunen Augen schauten jäh niedervwärts, und eine tiefe Verwirrung sprach aus ihren Zügen, dem hübschen Antlitz einen holden Reiz verleihend.

Artur warf rasche, forschende Blicke vor und hinter sich; kein Mensch zeigte sich in der schmalen, dämmerigen Gasse; sie waren einsam. Da schlang er geschwind einen Arm um das Mädchen und küßte den warmen, weichen Mund.

Mizzi wehrte ihm nicht; sie befand sich völlig im Bann einer nie gekannten, süßen Empfindung, die mächtig in ihrem Herzen aufstrebte und rascher und mit wohligen Schauer das Blut in ihrem Körper freisen ließ. Wie von einem Zauber befangen, horchte sie dann seinen mit gedämpfter, leidenschaftsdurchzitterter Stimme gesprochenen Liebesworten.

„Als sie heimkam, war ihr ganzes Antlitz so rot wie die Blüten des Geraniumstoffs, den die Mutter eben auf das Fensterbrett stellte.“

Mit ärgerlicher Miene wandte die Frau der eintretenden Tochter das Gesicht zu und sagte

zornig erregt: „Du, Mizzi, daß Du mir sofort Deine Nase wieder zur Hausmeisterin hinunter trägst! Was hat Dir die Frau so ein abscheuliches Tier zu schenken, das einem die Blumenrösche vom Fenster herabwirft! Es ist noch zum Glück den Blumen nicht viel gechehen, aber der Topf ist zerbrochen, und ich mußte sie in einen andern umsetzen. Bei der unvermerkten Arbeit hab' ich auch die Milch vergessen, die ich abliehen wollte und auf dem Herd stehen hatte, und sie ist mir übergekocht! Der Gestank, den ich nun hatte! Ich war bald erstickt! — Und alles das hat das garstige Tier verschuldet, von dem ich überhaupt nicht begreife, daß Du solche Zärtlichkeiten daran verschwenden magst! — Aber sag' mal, Mizzi, Du bist ja feuerrot im Gesicht, was hast Du denn? Ist Dir was passiert?“

„Nein, nichts, gar nichts! Ich bin bloß eine kleine Strecke gelaufen, weil ich mich mit der Dori zuviel verplaudert hatte,“ erwiderte Mizzi und bückte sich hastig zu dem niedlichen Kästchen hinab, das eben herangehlichen war und sich nun an ihr Kleid schmiegte. Ohne ein Wort noch zu äußern, nahm sie es auf ihren Arm und trug es ins Parterre hinab zur Hausmeisterin. Nicht das geringste Bedauern fühlte sie, daß sie das Tier wieder weggeben mußte, und sie hatte es doch vor einigen Tagen mit heller Freude empfangen. Ihr Herz war eben ganz erfüllt von dem Glückstraum ihres jungen Lebens! —

Als es Schlafenszeit war und Mizzi eben daran ging, in ihr Bett zu schlüpfen, sprach sie, über die Schulter zurückgewendet, zaghaften Tones zur Mutter hin: „Du, Mama sag, ist Artur ein schöner Name?“

Frau Boll war gerade im Begriff gewesen, ihre Nachthaube aufzusetzen, bei der Frage Mizzis aber entfiel das unförmliche Ding ihren Händen; sie hatte soeben über etwas Besonderes eifrig nachgedacht, nämlich: was sie sich für ein Kleid beschaffen wolle, wenn ihre Mizzi einmal heirate. — Und nun kam die mit einer solchen Frage!

„Was ist? Dunkelgrün gefällt mir am besten — ach so! — Artur hast Du gesagt? Ob Artur schön sei? Nun ja, und ein recht moderner Name ist's! Aber was soll es damit? Wozu fragst Du danach?“

Mizzi suchte eiligst ihr Lager auf. „Ach nichts; mir fiel es eben nur ein! — Ich dachte, ob nicht vielleicht mein künftiger Mann Artur heißt.“ Und fichernd wühlte sie ihr blondes Köpfchen in die mit rosig leuchtendem Kattun bezogenen Kissen ein.

Die Mutter hatte sich nach ihrer Nachthaube gebückt; nun kam sie geschwind heran zu Mizzi. „O Du — und ich studierte im selben Augenblick daran, was ich mir für ein Kleid zu Deiner Hochzeit kaufen sollte!“

Mizzi hob eifrig den Kopf wieder. „Nun — und? Bist Du zu einem Entschluß gekommen? — Ach ja, darum hast Du vorhin „dunkelgrün“ gesagt! Aber Du, ich meine, Du solltest lieber blau oder braun nehmen; ein hübsches Rotbraun, denke ich.“

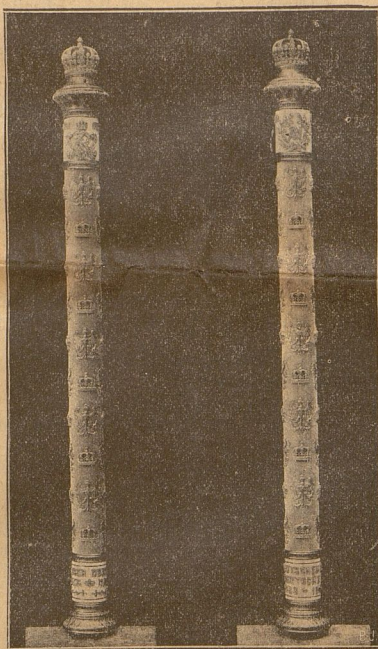
Frau Boll setzte sich auf den Rand des Bettes. „Rotbraun? Ach, was denkst Du, darin würde ja mein Gesicht ganz gelb ausschauen! Und blau!? Nun ja, über blau lese ich ja sprechen; jedoch dunkelgrün, dafür bin ich von jeher eingenommen!“

Und angeregt, in immer größer werdendem Eifer, plauderten die zwei über das interessante Thema weiter; auf alle mögliche Weise wurde es hin und her erwohnen — natürlich spielte dabei das Brautkleid Mizzis die erste Rolle, — und so selbstvergessen waren sie dabei, daß es zuletzt kam, daß Frau Boll ihre Nachthaube, die sie in den Händen hin und her gedreht hatte, anstatt auf ihren dünnbehaarten Kopf, über das reiche Haar der Tochter zog, wogegen von Mizzi gar nichts eingewendet wurde, was nur davon kam, weil sie nicht im mindesten darauf achtete.

Und als das Thema erschöpft war und Frau Boll endlich sich zur Ruhe begeben wollte, sah sie sich vergeblich nach ihrer Haube um. Vergerlich ging sie ohne diese schlafen. Als sie früh morgens aufstand, umgab das unförmliche Ding das hellblonde Haupt ihrer noch schlafenden Tochter; wie eine zartfarbige Rose aus einer Umrahmung von Schnee, so guckte das hübsche Gesichtchen Mizzis aus der garstigen Haube hervor. —

17. Kapitel.

Erika Potta saß in ihrem Salon; sie war noch in voller Reisetouille und eben erst von Baden zurückgekehrt. Der graue Staubmantel war halb aufgeschleppt und ließ das aus breiten Crèmeispigen gebildete Tablier des hellen Batistkleides erdhauen; unter dem Rocksaum hervor guckte die Spitze des mit feinen Zugtiefselben bekleideten Fußes und klopfte in einem fort, bald langsam, bald rasch, auf den Boden oder vielmehr auf den Teppich.



Des Geschenk des deutschen Heeres an Kaiser Wilhelm.

Die Hofsoldatmiede St & Wagner, Berlin, hätte im Auftrage des deutschen Heeres einen prächtigen Marichallstab angefertigt, der dem Kaiser am Jubiläumstage von einer Divisionsdeputation überreicht wurde.

Erika saß auf einem Sessel neben dem Tisch; ihr gegenüber die Mutter, deren mittelgroße, runderliche Gestalt still im Fauteuil lehnte.

„Also, Herr von Wilmer ist jeden Tag gekommen, um nachzusehen, ob meine liebreizende Persönlichkeit schon wieder amvisend sei?! Jeden Tag?“ fragte Erika lachend.

„Jeden Tag!“ veretzte die Mutter nickend. „Und immer brachte er ein großes Bukett mit.“

„Aus Rosen und Nliedern,“ ergänzte Erika lustigen Tones. „Denn das ist seine Farce! So lange noch ein Nliedersträußchen zu erhalten ist, muß eins dabei sein, er tut es nicht anders! Wie froh bin ich, nicht dagewesen zu sein, dadurch bin ich den schrecklichen Kopfschmerzen entgangen, denn erwidert hätte ich solche doch einmal von dem Nliederduft! — Von weitem macht sich ja so ein blühender Nliederbaum ganz hübsch, aber mich in seinen Schatten setzen könnte ich nie und wenn mir da die süßeste Liebesstunde istliche. So ein mächtiger Strauß schautelnder Nliederblüten nimmt sich auch in der Nase reizend aus, aber nur

muß er weit genug von meiner Nase entfernt sein; so z. B. wenn sie von da drüben aus einem Fenster des Hauses vis-a-vis herüberwinken. — Und nun gar in der Zusammenstellung mit Rosen; ich begreife diesen Wilmer gar nicht!“ — Der köstliche Rosenduft wird ja durch den garstigen, beläuhenden Nliedergeruch verdrängt!“

„Warum gibst Du es ihm nicht zu verstehen?“ fragte die Mutter. „Du sagst ja sonst gerne sehr offenerzig Deine Meinung.“

„Und glaubst Du, ich hätte mich hier zurückgehalten? Einmal sprach ich ihm davon, daß ich Nlieder überhaupt nicht leiden könne, er meinte indes, das könne unmöglich wahr sein, denn er sei noch auf keinen Menschen getroffen, der die Nliederblüten nicht geliebt hätte! Er hat es einfach nicht geglaubt. Und siehst Du, unlängst fragte ich ihn geradezu, warum er denn immer diese abscheulichen Blüten brächte? Und er erwiderte lachend: „Als Symbol! Die Rosen bedeuten Ihre unvergleichliche Schönheit, womit aber sollte man besser Ihr entzückendes Spiel, Ihren Herz und Sinn berührenden Sang vergleichen, als wie mit diesen süß und berauschend duftenden Blüten?!“ — Was soll man da machen mit so einem närrischen Kunden?“

Erika ließ nun ein herzhaftes Lachen hören und hob die Hände zum Hinterkopf empor, um da den Knoten ihres Gesichtschleiers zu lösen.

Frau Potta — eigentlich war ihr richtiger Name „Nnzelberger“, aber sie ließ sich nach dem Theaternamen ihrer Tochter nennen und die Mehrzahl von ihren jetzigen Bekannten wußten ihren rechten Namen gar nicht; — also Frau Potta hob mit einer Bewegung voll Stolz ihren Kopf ein wenig höher und schaute mit zärtlichem Blick auf ihre schöne Tochter. „Na, er verehrt Dich sehr,“ sagte sie. „Vergöttert Dich ja beinahe!“ Deine Schönheit wie Deine Kunst schienen ihm anbetungswürdig, äußerte er sich neulich zu mir. Nun ja, und vor den Kopf stoßen kannst Du ihn nicht, er ist ein zu reicher Bewerber!“

„Den ich mir in Kejerde halten muß, meinst Du? Dem ich aber nur im Notfall Erhöhung schenken werde, meine ich! Uebrigens denke ich jetzt weder an diesen noch an einen andern Bewerber.“

Der hartnäckige Knoten des Schleiers hatte sich endlich lösen lassen, und das weiße, zierliche Gewebe fiel nun in den Schoß herab; Erika starrte darauf nieder mit jäh zusammengepreßtem Mund. Ihre Mutter hob sich aus ihrer schlaffen Haltung und neigte sich etwas nach vorn mit neugierigem Aufblick der dunkeln Augen. „Was war es denn in Baden? Du hast noch mit keinem Wort davon gesprochen!“

Erika zuckte die Achseln. „Was soll's gewesen sein? Nichts! Walter ist nicht im geringsten zu beeinflussen — er mag mich nicht mehr.“ Zornig waren die Worte gesprochen worden, höhnisch aber Klang der Nachsatz: „Nun desto mehr vermag andres auf ihn einzuwirken — und zwar nicht zu seinem Besten!“

„Stimmtest Du der Scheidung zu?“ fragte Frau Potta interessiert.

„Nein! Aber es wird ihn nicht hindern, jene andre zu heiraten, denn er gedenkt eher seinen Glauben zu wechseln, eh' er sie aufgibt. Wie stark muß seine Neigung zu dem Mädchen sein!“ Und Erika stippte mit Daumen und Zeigefinger der Rechten, die noch vom Sandstuhl bekleidet war, gegen den Schleier, daß er aus ihrem Schoß weit weglof auf den Boden hin.

„Nun, Du hast Dich nicht zu beklagen, daß er einstmals nicht an Dir geblieben hätte!“ meinte die Mutter. „Er sah ja nur Dich und nur Dich jederzeit! Jetzt freilich, nachdem Du einft so unerbtlich auf der Lösung Eurer Verbindung bestandest und Dich all die lange Zeit her nicht mehr um ihn kümmerdest, jetzt würde es mir wie ein Wunder erscheinen, hätte er die Liebe zu Dir noch immer nicht verloren! Ich weiß auch gar nicht,

wie Du daran denken magst, wieder zusammenzulegen mit ihm. Deine Trennung von ihm, die konnte ich begreifen, fand es auch bei dem Stand der Dinge ganz gut und recht, daß Du ihn aufgabst, aber daß Du ihn nun wieder haben willst, das halte ich für töricht. Aber so warst Du immer, schon als Kind; was Dir gerade behagte oder einfiel, das wolltest Du auch unbedingt haben; dadurch hatten ich und Dein seliger Vater oft die schwere Not mit Dir! Ich erinnere mich, daß es gar nicht selten der Fall war, wie Du ein Spielzeug, das Du seit langem nicht mehr beachtet oder gar halb vergessen hattest, auf einmal hervorjuchtest und Dich damit vergnügtest, als hättest Du es eben ganz neu geschenkt bekommen. Einmal, weiß ich auch, kam Dir ein altes, zeretztes Bilderbuch in die Erinnerung, um das Du Dich wohl seit einem vollen Jahr nicht mehr gefürchtet hattest; nun wolltest Du es auf einmal haben, und da es bei Deinem Spielkram nicht war, suchtest Du auf dem Dachboden unter dem alten Gerümpel; aber da war es auch nicht; und nun packte Dich der Zorn so gewaltig, daß ich glaubte, Du würdest mir krank werden. Ich versprach Dir ein neues, schönes Bilderbuch, Du wolltest jedoch keines, bloß das alte — und als ich dennoch eins kaufte, da zerriffest Du es sofort in kleine Stücke und gingst tagelang mit einem wilden, trotigen Gesicht herum — bis Dir endlich die Sache mehr aus dem Sinn kam. Mit dem, was Du hattest oder leicht haben konntest, warst Du niemals zufrieden!"

"Als wir Dich zur Gouvernante ausbilden lassen wollten," fuhr Frau Potta nach einer Pause fort, "war Dein ganzer Wunsch nach dem Theater gerichtet; aber als wir dann nachgegeben hatten und Du genugsam vorbereitet warst, um auftreten zu können, da hattest Du das Verlangen, mühelos großen Reichtum zu erringen, und als sich die Erfüllung hiervon in der Person Diewolts bot, griffst Du ohne Zögern zu. Er selber muß Dir wohl gleichgültig gewesen sein; Du hast das bemerkt, als Du ihn so geschwind und ohne Nummer aufgabst. Nun, wie Dir vor ein paar Monaten beim Umframen zufällig seine Photographie in die Hände fiel, da kam Dir erst der Gedanke an seine Liebe, und ich wurde ein schnüdtiges Begehren danach in Dir wach; keine Abrede meinerseits wirkte; Du schriebst erst den Brief an ihn, und dann reitest Du gar hin; ich wußte es sofort, daß nicht der Gedanke an das Kind Dich dazu trieb, sondern das Walter schuld war."

Erika hatte die Hände im Schoß ruhen, sie schaute mit flackerndem Blick auf die Sprecherin. "Du zeichnest mich als ein recht reizendes Wesen!" bemerkte sie. "Und nach diesem entspreche das völlig meiner Natur, daß jetzt, wo ich vergebens nach Walters Besitz strebte, das Verlangen danach um so gewaltiger in meiner Seele auflebt und mich beinahe toll macht!"

"Ja, das ist's! Und ich meine: wäre Dir dies gegliedert, so hätte es nicht lange gedauert, bis dies Verlangen in Dir wieder erstarben wäre! Walter wäre Dir wieder gleichgültig geworden."

"Meinst Du? Ich weiß nicht, ob es gerade so wäre! Verlange darum keinen Glauben von mir für diese Meinung." Und Erika zog die Oberlippe empor, daß die schönen Zähne ein wenig vorstauten, und ließ hierauf ein leises Lachen hören.

"O ja, Du darfst es glauben; ich kenne Dich genugsam. Und gib acht, Du wirst auch so keine lange Zeit brauchen, bis Walter Dir wieder aus dem Sinn kommt und Du Dich nach anderen Dingen wieder sehnst. Ja doch, schüttle nicht den Kopf so, es wird dennoch so werden! — Und wie nun, wenn Du plötzlich einmal nach einem anderen Manne Begehren trügst und dessen Weib werden wolltest und könntest, Deine nicht ganz aufgelöste Ehe mit Diewolt Dich aber dann hindert? Denn ich glaube nicht, daß Du dann völlig frei bist, wenn Diewolt jetzt zu einem anderen Glauben übertritt; für Dich wird das nach dem katholischen Glauben

keine völlige Lösung bilden. Und darum meine ich, es ist besser, Du widerstrebst der Scheidung nicht länger mehr, da dies ja ohnedies, wie Du siehst, nichts nützt gegen seinen Willen."

Erika fuhr trotzig, zornig auf von ihren Sätzen. "Und dann ist's ganz zu Ende zwischen uns! Nein, ich mag nicht!"

Die Mutter faßte die herabhängende Hand der Tochter, löste die krampfhaft geschlossenen Finger auf und streichelte sanft einige Male darüber hin. "Das ist es ja so auch; gib Dich doch zufrieden, Kind! Sieh, es kann über kurz oder lang einer kommen, der Dir gefällt und der auch reich genug ist, daß Du ihn heiraten kannst; dann wäre es übel für Dich, wenn Du nicht ganz frei wärst."

Erika entriß ihr die Hand. "Ach, sag' das nicht, ich mag an keinen anderen denken! Ich will Walter, und hab' ich den nicht, brauch' ich auch einen anderen nicht."

Frau Potta schüttelte seufzend das Haupt. "Wie bei dem Bilderbuch; hat sie das eine nicht, braucht sie auch ein anderes nicht; — so ist sie noch immer!" murmelte sie; dann kam ihr plötzlich ein guter Einfall; wenigstens hielt sie ihn für gut. — "Und glaubst Du denn, die andere wird es so gut haben, wenn sie ihn auch heiratet?!" sagte sie nachdrücklich. "Was denkst Du? Sie wird ja immer in der Angst leben müssen, daß ihre Kinder, wenn sie welche bekommt, mit der Krankheit des Vaters behaftet seien. Es ist kein beneidenswertes Los, Walter Diewolts Weib zu sein, und es sollte Dir nicht leid sein darum. — Weißt Du, als wir vom Tode Erichs erfuhr, da habe ich mir gedacht: sein schreckliches Ende mag ihn wohl vor einem empfindlich schweren Leiden behahrt haben. Wenn der Keim von seines Vaters Leiden auch in ihm steckte, dann muß man noch Gott danken für dieses frühe, fürchtbare Ende!"

Die junge Frau hatte wohl gar nicht auf die letzten Worte geachtet; sie war stehen geblieben und hatte mit sinnenden Augen zu Boden geschaut; jetzt hob sie den Blick wieder, triumphierende Schadenfreude sprühte daraus, und mit boshaft froher Stimme, sagte sie: "Du hast recht, ein schlechtes Los hat sie, daran dachte ich nicht! Und nun soll sie ihn haben, sofort; damit nach dem kurzen Glüd" — einen Moment lang biß sie die Zähne heftig übereinander — "bald, recht bald der hintere Teufel nachfolgt!"

Dann entledigte sie sich rasch ihres Mantels und des Hutcs, währenddessen ihrer Mutter zurufend: "Ich will jogleich schreiben; bring' mir doch Papier und Schreibzeug herüber, ja?"

Als Frau Potta das Verlangte brachte, saß Erika schon harrend am Tische. Wie eine schöne, aber böse Fee ließ sie da mit dem schadenfrohen Zug um den reizenden Mund, schlug mit den weißen, beringten Fingern der Rechten ungeduldig auf die Tischplatte, indes flammende Blicke aus ihren dunkeln Augen bald hierhin, bald dorthin flogen. Hoch wogten die Spitzen am Halsanschnitt der Taille mit dem Buien auf und nieder, ein Verrat, wie es leidenschaftlich stürmte in der Brust des schönen Weibes.

Geräuschvoll kitzelnd fuhr im nächsten Moment die Feder über das Papier:

Sehr geehrter Herr! Ich gehe auf die völlige Scheidung der Ehe ein, tun Sie also gefälligst die nötigen Schritte und zwar — bald!

Hochachtend Erika Potta

"So!" sagte die Schreiberin tief aufatmend; nun geschwind ins Kuvert, die Adresse darauf, — und — ach Du, Mutter, meinst Du nicht, daß Melanie selber das Schreiben hintragen könnte? Es ist ja kein weiter Weg bis zum Rechtsanwalt Kern, und der Mann hat am schnellsten den Bescheid. Gelt? Mächtest Du nicht so gut sein und Melanie sagen, sie solle sich ankleiden zu dem Gang? Einstweilen schreibe ich geschwind ein paar Zeilen an Rudolf Wallant."

Frau Potta, die schon ein paar Schritte der Türe zu gemacht hatte, blieb stehen und wandte das

Gesicht mit fragender Miene herum. "Was willst Du denn diesem Herrn schreiben, Erika?"

Die lachte. "Erstens: daß ich wieder hier bin in Wien," sagte sie. "Um nämlich seine Sehnsucht nach mir zu stillen, weißt Du; er schrieb mir gestern nach Baden, und darum weiß ich von der Sehnsucht. Und zweitens ergeht eine Einladung an ihn für morgen abend zu meiner kleinen Gesellschaft; denn ich muß doch meinen Verehrern Gelegenheit geben, meine Ankunft zu feiern, oder vielmehr muß ich sagen den paar Verehrern, die zurzeit noch in Wien anwesend sind, denn die meisten werden schon aufs Land oder in ein Bad entflohen sein. — Ja, und was ich noch sagen will, Wallants Schwester will ich auch einladen."

Frau Potta drehte sich vollends herum, mit einem erlauchten, ein wenig mißvergnügt erscheinenden Gesicht. "Ich begreife nicht, Erika! Was soll das? Warum willst Du dieses Mädchen, das Du gar nicht kennst, zu Dir heranziehen?"

"Warum? kann ich Dir leider nicht ausgiebig beantworten; ich weiß nur, daß ich Lust habe, diese Wizzi kennen zu lernen."

"Aber geh, Erika, gib doch nicht derart Deinen Lanten nach! Mit dem jungen Menschen, diesem Wallant, solltest Du vielmehr jeden Verkehr abbrechen; er ist nach den paar Besuchen, die er hier machte, schon nährlich in Dich verliebt, und glaube mir, er wird Dir noch einmal sehr zuwider werden."

Erika schaute spöttisch lächelnd zur Mutter empor. "Ach, laß mir die Freude! Es ist doch ein Verehrer mehr, und je größer die Zahl dieser ist, desto mehr muß jeder einzelne von ihnen bestrebt sein, meine Gunst zu erringen."

"O, Du hast genug, dieser eine macht gar nichts aus, zumal da er bei einer Heirat gar nicht in Betracht kommt bei seinen ärmlichen Verhältnissen," meinte die Mutter.

"Und wenn nun dieser eine derjenige wäre, dem sich mein Herz demüßigt zuneigen würde, um dessen willen ich froh sein werde, frei zu sein? — Nein, nein, mache kein Gesicht; fürchte nichts, dahin kommt es nicht!" und Erika lachte schallend auf. "In die Armut hinein heirate ich niemals! Das habe ich nicht im Sinn mit Wallant, sondern anderes; was eigentlich, weiß ich selber nicht, einen bestimmten Voratz hege ich nicht, aber — aber — nun, ich will Dir's sagen: Wallant ist der Stiefbruder jenes Mädchens, welches Diewolt heiraten will."

Die Frau schaute mit großen Augen nieder auf die Tochter. "Du — Erika, Du willst Dich irgendwie rächen? Ach geh, gib das auf; Du könntest unvorsichtig sein und Dir vielleicht selbst schaden, Dich selber unglücklich machen."

Der besorgte Ton der Mutter rührte aber Erika nicht; sie schüttelte den Kopf. "Ich habe keine Angst, indes weiß ich ja selber noch nicht — vielleicht verbietet ich ihm einfach das Wiederkommen, wenn ich ihn einmal los sein will; — jetzt noch nicht! Und Du darfst gar nichts sagen, weder zu ihm, noch zu seiner Schwester, daß ich Diewolts Gattin bin; sie wissen es nicht und erfahren es vielleicht auch nicht so bald. — Nun geh zu Melanie und laß mich schreiben."

Und wieder fuhr die Feder kitzelnd über das feine, rosige Briefpapier. (Fortsetzung folgt.)

Aichenbrödel.

Humoreske von Thea von Karbou.

(Nachdruck verboten.)

Nun in Meister Schnurpels muffiger Schusterbude, wo die stolze aller Pudelmamas mit ihrem jüngsten Kind, residierte, schlossen sie eigentlich erst Bekanntschaft miteinander. Denn das hochnäßige Fräulein Lehrerin aus dem dritten Stock kümmerte sich um keinen Menschen im ganzen Hause und der junge Herr Doktor aus dem zweiten

hatte sie wohl ein paarmal die Treppen hinauf-
hüchen sehen und im stillen den Kopf darüber ge-
schüttelt, wie zwei so elenhaft kleine Füße so fest
und zielbewußt durchs Leben gehen sollten, —
aber wie tiefe Märdenaugen sie hatte, und wie
entzündend der herbe Mund wurde, wenn er lachte,
das entdeckte Doktor Heinz Trinius erst, als sie
an Mollns Weidentorb einander gegenüber hockten
und sie das nudeldicke Pudelfind mit zaghafter
Zärtlichkeit streichelte.

Der gute Meister Schnurpel, dessen weiß-
bliesige Mollh auf sämtliche „Wurstpellen“ usw.
aus Lisa Volkmar's Haushalt abonniert war,
kannte das junge Mädchen infolge dieser zarten
Liebereinkunft besser als alle andern im Hause,
und da seine schlauen Späzenaugen sogleich entdeckten,
mit welcher Bewunderung und welchem Neid auf
das geliebteste Hundebaby der junge Arzt Fräu-
lein Lisa anstarrte, lobte er seine schöne Freundin,
über die Mahen, und erzielte damit die sofortige
Bestellung von etlichen Paar Stiefeln für den
Herrn Doktor.

„Ein Gemüte hat sie von Gold!“ himmelte
Meister Schnurpel, drei Nägel zwischen den
Zähnen, was die Sache etwas erschwerte. „Wie
sie bloß mit den Viechern umgeht! Und in das
Kleene is sie nun ganz weg! Wenn ich nich selber
jo'n armer Kerl wäre, weiß Gott, ich schenkt'
ihr's. Und Schnurpel schnaufte schwungvoll.“

In demselben Tage noch kaufte Heinz Trinius
das Pudelfind für vollgewichtige fünfzig Mark,
nahm aber Meister Schnurpel einen heiligen Eid
ab, nie zu verraten, wor das Tierchen erstanden
habe. Triumphierend zog er darauf mit seinem
schneeweißen Eigentum ab, über das man eine
riesige Wollbede geschlagen.

Da kam gerade Lisa Volkmar nach Hause, mit
ihren hüchenden Schritten ihn überholend. Der
gute Doktor quetschte in der Angst vorm Entdeckt-
werden den unglücklichen Köter so eng an sein
rabiät pochendes Herz, daß unter der Decke ein
wildeß Gezappel entstand und ein quätender Hilfs-
schrei Lisas Ohr traf.

„Guten Abend!“ grüßte sie mit der ihr
eigenen herben Schüchternheit. „Das Klang ja
eben, wie wenn ein artiges Püppchen „Mama!“
schreit.“

Gott sei Dank, daß sie keine Antwort ab-
wartete; denn die Angst machte aus dem schneidig-
sten aller gewissen Korpsstudenten einen sprach-
losen, dienenden Automaten, der sich innerlich
einen Gel um den andern nannte.

„Was hatte er denn?“ dachte Lisa, mit ihren
jedern Schritt in ihr Stübchen tretend, —
aber sie hing dieser Frage nicht nach. Vor allem
nahm sie vor ihrem Schreibisch ein schlichtes
Kästchen, auf dem in großen Zügen „Fürs Pudel-
chen“ stand, und überprüfte seinen Inhalt. Drei-
undzwanzig Mark — beinahe die Hälfte! Dieser
gräßliche Meister Schnurpel mit seinem stolischen
„Nicht unter fünfzig Mark — und das ist noch halb
geschenkt!“ Aber wenn sie sehr sparsam war, dann
erreichte sie ihr Ziel doch, und — nein, sehen
mußte sie ihr süßes Pudelfinden heute abend noch
einmal! Hufsch, flog sie die Treppen hinunter.

Aber Pudelfinden war weg!
Sie wollte es gar nicht glauben, streichelte nur
ratlos den klugen Kopf ihrer Freundin Mollh und
starrte auf den leeren Weidentorb. Ein fremder
Herr hatte ihn gekauft, mehr sagte der Meister
Schnurpel nicht.

Wie mühsam jetzt die Treppen zu steigen
waren. Mit gekentem Köpfchen klonn sie die
vielen Stufen hinauf. Da — hörte sie recht?
Sie stand vor der Tür des jungen Arztes und . . .
nein, wirklich, jetzt hörte sie es ganz deutlich, das
helle, hohle verführende Wellen, das sie gestern an
Pudelfinden so entzückt hatte! Sollte . . .

O du Heuchler, du Scheinheiliger! Also das
war die Weihnachtspuppe, die du so verklohlen nach
Hause schleppst! Darum also standest du da, als
könntest du nicht A sagen! Du müztest ja wissen,

daß du da oben einem armen Menschenkinde die
größte Freude aus dem Leben stahlst. O Männer,
Männer! Und sie, sie hatte wahrhaftig vier
Wochen lang diesen treuerberzigen, braunen
Augen . . .

Armer Heinz Trinius! Wenn du den Zorn-
blitz gesehen hättest, der aus den Märdenaugen
flammte, ehe die Tränen von ihnen Besitz er-
griffen! Wenn du bemerkt hättest, wie die be-
wunderten, zierlichen Hände deiner schönen
Feindin sich, zu zwei bitterbösen Häutchen geballt,
gegen deine Tür ausstreckten!

Aber Heinz Trinius saß ahnungslos in seinem
gemüthlichsten Sessel, hatte Pudelfinden auf den
Knien und prägte ihm ein, daß er nun „Freund“
heißt. „Und warte nur, Freundchen, sehr bald
kommst du in ein funfelnagelneues Körbchen und
wirfst eine Treppe höher epediert, und dann legst
du dich zu ihren kleinen Füßen und sagst ihr einen
schönen Gruß von mir, und . . .“

Weiter kam Heinz Trinius nie in seiner
Lektion, sondern hob sein Freundchen hoch in die
Luft und setzte ihn wieder hin, worauf Freund
tolpatschig durchs Zimmer raste und in ein tolles
Gekläff ausbrach was ihm einen Klaps zugog.

„Still, du dreimal genährtes Lamm! Weißt
du nicht, daß das unser Geheimnis ist?“

Aber, o weh! schon am nächsten Tage ging das
Geheimnis in Scherben. Auf der Treppe blieb
Lisa Volkmar stehen und sagte den Doktor ab.

„Ist es wahr, daß Sie Pudelfinden gekauft
haben?“ fragte sie, und weil sie ihm so feindselig
in das verplerte Gesicht sah, bemerkte sie wahr-
scheinlich gar nicht seine darobotene Hand.

„Nein . . . ja . . . das heißt . . . allerdings —“
stotterte er, und machte gar nicht einmal den Ver-
such, sie zurückzuhalten, als sie ihm mit kurzem
Gruß den Rücken wandte und davonlief. Sein
schöner Märchentraum war verflogen. Wie hatten
ihre Augen gefunktelt! Hatte sie die Absicht ge-
habt, den Hund selbst zu kaufen? Dann freilich
mußte sie böß auf ihn sein, und wenn er ihr jetzt
sagte, daß er's — für sie getan — würde sie es
glauben, würde sie in ihrer feindseligen Stimmung
sich nicht noch beleidigt fühlen?

Trübselig sah er nur in seiner Wohnung und
hielt tragiische Monologe. Selbst Freundchens
drollige Sprünge vermochten seinen Herrn nicht
zu erheitern, und als er gar einmal auf der Treppe
seine alte Freundin aus der Kinderstube wieder-
erkannte und mit Freudengeheul an ihr hoch-
sprang, — da war's ganz aus! Sie machte ein
Gesicht, als sei er der Höllenhund in Person, und
er fauchte ihn an, als hätte er — was er kürzlich
versucht hatte, — in den Peristertreppchen mindestens
ein handgroßes Loch getroffen.

Wütend ging Doktor Trinius aus dem Hause.
Lisa Volkmar aber hatte es sich in den Kopf
geseht, sich einen recht gemüthlichen Abend zu
machen, trotz allen Argers.

Sie fuhr in ihre roten türkischen Pantöffelchen
und bereitete sich den Tee. Schade, nun hatte sie
keinen Zuder mehr! Ob ihr die Haushälterin
flink noch einmal über die Straße ging? Oder
doch für heute aushalf? Sie schlang sich eilig ein
Tuch über den Kopf und lief die Treppen hinunter.
Fast verlegen brachte sie ihre Bitte vor, und
schüttelte nach Empfang der kleinen Düte nur
stumm den Kopf.

Langsam ging sie hinauf, — auf einmal öffnete
sich die Haustür, daß ein schneidend kalter Wind-
zug über sie hinweg, und eine sonore Stimme
sagte: „Komm, Freund!“

Der — der hatte ihr gerade noch gefehlt! Wie
gejagt flog sie die Stufen hinauf, — stolperte ein
wenig und — klipp, klapp, purzelte ihr rechtes
Pantöffelchen die Treppe hinunter. Sein weiteres
Schicksal abzuwarten, ließ sie sich keine Zeit,
sondern schlüpfte in ihr Stübchen und schloß hinter
sich zu.

Freund aber war mit der Schnelligkeit eines
Stoßgeiers auf den Ausreißer losgefahren, hob

ihn kunstgerecht auf und brachte ihn seinem Herrn,
der das rote Pantöffelchen ungefähr mit der An-
dacht betrachtete, wie ein Professor der Botanik
eine seltene Orchidee.

„Mischenbrödel!“ sagte er halbblau, und nahm
das hübsche Ding mit in seine Wohnung.

Die kleine Lisa aber saß droben in der Sofa-
ecke wie ein verschüchtertes Kind und das Herz
schlug ihr bis zum Halbe hinauf. Beständig
lauchtete sie nach der Tür, als müßte die im nächsten
Moment ausgehen und ein kleiner, rotlivrierter
Teufel ihr das verlorene Pantöffelchen zurück-
bringen, — da — hoch — waren das nicht
Schritte? Helkten sie nicht vor ihrer Tür? Jetzt
— seine Stimme! „Seh' dich, Freund! . . . Daß
du sitzen bleibst! Herchen geht fort, und du rühst
dich nicht vom Fleck . . . so, brav!“ Nun ein
reiches, starkes Pochen, — dann entfernten sich die
Schritte, nur aus der Ferne noch einmal ein
drohendes: „Seh' dich, Freund! brav sein —
brav . . .“

Lisa tastete sich nach der Tür und schloß sie auf.
Vor der Schwelle saß — Freund, steif wie ein
Soldat, mit der weißen, lockigen Mute vergnügt
die Dielen klopfend. Am den Hals trug er ein
feuerrotes Band, und daran hing — das verlorene
Pantöffelchen, angefüllt mit zarten, großaufge-
blähten Rosen, in denen ein Briefchen steckte.

Lisa streichelte den Hund und sah auf die
Blumen, — dann nahm sie das weiße Kuvert und
öffnete es. Nur eine Karte fiel heraus. „Dem
lieben Mischenbrödel sende ich sein Eigentum zurück,
das Pantöffelchen und — „Freund“. Er war
ihm von Anfang an bestimmt, dank dem freunds-
chaftlichen Zufall kommt er nun trotz der bösen Feind-
schaft in die richtigen Hände. Meister Schnurpel
sei mein Zeuge.“

Sonst kein Wort, kein Name, nichts! —

„Eigentlich ist ja nun alles gut,“ dachte Lisa,
halb trotzig, halb trüb, — aber sie konnte sich nicht
freuen. Sie lockte Freund herein und schloß die
Tür hinter ihm — nun war er ihr Eigentum, un-
umfritten, aber . . . aber . . .

Drei Tage saßen sich die beiden Parteien
nicht, am vierten ging „er“ mit höflichem Gruß
an ihr vorüber, auf der StraÙe. Freund strebte
winfelnd an seinem alten Herrn in die Höhe, —
er“ schickte ihn streng zurück. Aber Lisa fand
kein Dankeswort.

Noch ein paar Tage später war Freund ver-
schwunden. Erst spät am Abend schickte ihn Doktor
Trinius zu ihr hinauf mit der höflichen Ent-
schuldigung, der Diener habe das Tier herein-
gelassen und behalten.

Da sagte die kleine Lisa Volkmar einen
tapferen Entschluß. Sie nahm Freund auf den
Arm und ging, um an Heinz Trinius' Tür sehr
energisch Sturm zu läuten. Er öffnete ihr selbst;
und sein Gesicht wurde zum Ausrufezeichen, als
er die beiden erblickte.

„Herr Doktor,“ stammelte sie, den Hund in
beiden Armen, „bitte nehmen Sie Freund wieder!
Ich war sehr töricht, verzeihen Sie mir! Der
Hund ist klüger als ich, er weiß, wer sein rechter
Herr ist, er sehnt sich nach Ihnen und gibt keine
Ruhe . . . da!“

Damit setzte sie ihm den Pudel vor die Füße
und lief die Treppe wieder hinauf. Aber, als
hätte er sich die Sache nun anders überlegt, kam
Freund ihr nach und blieb an ihrer Seite.

In Heinzers Augen blitzte der Schalk auf.
„Das arme Tier!“ sagte er gefühlvoll. „Um
unserer Feindschaft willen muß es so leiden, weiß
nicht, zu wem es gehört, und wird sich bei dem
einen immer nach dem andern sehnen. Erweckt
das nicht Ihr Mitleid, Fräulein Lisa?“

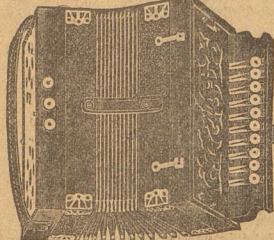
Sie sah ihn ungewiß an. Er kam ihr nach
und nahm ihre Hände, die sie ihm willenlos
überließ.

„Wissen Sie, was Freund jetzt von Ihnen
verlangt? Sie sollen den alten Groll begraben,
damit Heinz Trinius, — ich meine natürlich

Eine Kluge Frau
Weiß genau was sie will, wenn sie **Olosanta-Perlen** anwendet.
Olosanta-Perlen sind nicht nur absolut zuverlässig in der Anwendung und Wirkung, sondern auch sehr schön.
Sanitätsrat Dr. R. Weiske & Co. Hamburg i. G. m. b. H.

Günstiges Angebot!
28^{er} 42^{er} Braunschweiger Fahrräder sind weiterberühmt. Kräftige Bauart, spielend leichter Lauf, mit langjähriger schriftlicher Garantie.
Neue Konkurrenz-28 Mark
Fahrräder schon von an ohne Gummi, mit Gummi 35 Mark.
Katalog umsonst, von der weltbekanntesten Frankfurter Fahrrad-Firma **L. Braunschweiger**, Frankfurt a. M. 314, Hegestraße 14 — Versand nach allen Weltgegenden. —

Echte Hienfong-Essenz von Walthier tut wohl in jedem Alter (Destillat) extra stark. 1 Dtz. Mk. 2,50, 30 Fl. Mk. 6.— franko.
Chemische Werke E. Walthier, Halle a. S., Mühlweg 20.



50% Rabatt
anstatt 11 Mark nur **5 1/2 Mark.**

Wiener Harmonika, 10 Tasten, Zehnröhre, Musik, Doppelbässe, Balg 12faltig mit Leder-Zuhalter und Eckenschonern, Gehäuse mahagonifarbig poliert, alles genau wie Abbildung. Preis mit Selbsterlernschule nur **Mark 5.50.**
Preisliste gratis.
Heinr. Suhr, Neuenrade 535 Westf.
Erste und älteste Neuenrader Harmonikafabrik.

Eine Uhr schenken wir Ihnen, wenn Sie unsere 100 Ansichtspostkarten verkaufen. Die Uhr ist prachtvoll graviert, hat ein richtig und verlässlich gehendes Werk, für welches wir 1 Jahr Garantie leisten. Die 100 Postkarten senden wir Ihnen zum Verkauf frei, und wenn Sie sie verkauft haben, senden Sie uns 6 Mark, worauf wir Ihnen die Uhr schicken.
J. Stern — Co., jetzt Berlin W. 30, Münchener Str. 49, Abt. 74.

Jogurt
Fermenttabletten zur Bereitung von echter Jogurtmilch 43 Tabletten = 180 Portionen 3,20 Mark franko. **Trockenspeise** in Milch usw. zu nehmen 3 und 1,60 Mark.
Walter Hennings, Versand-Abt., Hamburg 15h.

SOCIÉTÉ VINICOLE FRANCO-ALLEMANDE
m. b. H.
Import französischer Weine
Als Spezialität empfehlen wir:
Französischen Rotwein . . . per Liter Mk. 0,95
1911er Bischofsheimer (Naturwein) „ „ 0,95
1911er Obermoseler „ „ „ 1,10
Tarragona (rot) „ „ „ 1,25
in Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.
Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:
Rot- u. Bordeaux-Weine
Narbonne per Fl. Mk. 0,90
Fronsac Bordeaux „ „ „ 1,—
1905er St. Clément „ „ „ 1,20
1904er Château Loubaney Curac „ „ „ 1,50
1905er Château Gazin Fronsac „ „ „ 1,75
Mosel-Weine
1911er Obermoseler per Fl. Mk. 0,90
1909er Remicher „ „ „ 1,—
1906er Merler „ „ „ 1,30
1910er Enkircher „ „ „ 1,50
Rhein-Weine
1908er Gensinger per Fl. Mk. 1,—
1905er Kempfer „ „ „ 1,30
1904er Binger Rochusberg „ „ „ 1,50
1910er Hallgartener „ „ „ 1,75
In Groß-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gell. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.
Société vinicole franco-allemande
m. b. H.
Import französischer Weine, Berlin SW., Ritterstraße 50 a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9562 und 11084.

Jagdrad-Fahrräder
Neue, schöne, preiswerte Modelle
Reich illust. Katalog kostenlos
Deutsche Waffen- und Fahrrad-Ges. in Kreiensens (Harz) A Nr. 637

Oelkleider,
Gummimäntel, Lodenkragen und Autobekleidung.
Preisliste gratis und portofrei.
C. Schönbohm, Brühl 1.M. 45.

UHREN Goldwaren Musikinstrumente für jedermann!
Man erhält umsonst und portofrei unseren Katalog mit über 4000 Abbildungen von Taschenu Wanduhren, Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art, photographischen Apparaten, Prismen- u. Theatergläsern, Geschenk-Artikeln für den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen, Spielwaren und Musikinstrumenten. ::

Wir liefern auf Teilzahlung
Der Besteller bekommt die Ware, die er wünscht, und die Bezahlung geschieht in monatlichen Raten.
Wie sehr unsere Kunden mit unserer Ware zufrieden sind, und wie gern unsere alten Kunden weiter bei uns kaufen, beweist folgender beglaubigter Bericht des öffentlich angestellten beidseitigen Bücherrevisors und Sachverständigen.
Aus den mir vorgelegten Anstellungen der Firma **Jonass & Co., G.m.b.H., zu Berlin**, habe ich festgestellt, dass in einem einzigen Monat von alten Kunden, das sind solche, die schon früher von der Firma Ware bezogen, brieflich 20687 Nachbestellungen eingegangen sind.
Berlin, den 11. Januar 1913.
gez. D. Schönwandt, öffentlich angestellter Bücherrevisor

Viele tausende Anerkennungen. Hunderttausende Kunden. Jährlicher Verkauf von über 25000 Uhren.
Überzeugen Sie sich daher von unserer Beilicht und Leistungsfähigkeit und fordern Sie ohne jede Kaufverpflichtung umsonst und portofrei Katalog mit ca. 4000 Abbildungen von Taschenuhren, Wanduhren und Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art, photographischen Apparaten, Geschenk-artikeln für den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen, Musikinstrumenten und Spielwaren.

JONASS & Co., BERLIN KG 378
Belle-Alliance-Strasse 3.

Anzeigen haben in diesem Blatte die weiteste Verbreitung

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H.
Berlin SW. 68, Ritterstr. 50
Kunstverlag Moderne Drucktechnik

Farbige Wiedergabe berühmter Gemälde alter und neuer Meister

Doppelblatt Mk. 18.— Normalblatt Mk. 14.—
Katalog wird auf Wunsch franko zugesandt

